

für sprachliche Beobachtung.“ Sodann weist er darauf hin, dass „die untern Schichten der Stadtbewölkerung [...] wenig Beeinflussung durch das Verkehrslieben [zeigen]“ und dass sich „bei ältern Leuten [...] stets noch das Bild einer ausgeprägten Mundart gewinnen“ lässt (1881, 1). Wie der junge Promovend angesichts dieser Feststellungen zu dem methodischen Zugang gelangt, sich „hauptsächlich an [s]eine Beobachtung und [s]ein Sprachgefühl“ zu halten (1881, 5), bleibt sein Geheimnis. Der Forschungsgegenstand heterogene Stadtsprache wird demnach als homogen beschrieben, weil er relativ homogene Ausschnitte einschließen soll, die aber mit der gewählten Methode (Sprachgefühl eines Angehörigen einer anderen sozialen Gruppe ergänzt durch unsystematische Beobachtungen) nicht erfasst werden können. Das methodische Problem, vor dem Stickerberger kapituliert, wird auch in den späteren Monographien aus dieser Epoche nicht angegangen. Es wird nur geschickter kaschiert: So konstatiert Holthausen (1886, 1) zwar, dass „die angenommene Gleichheit und Einheit nur eine ideale [sei; S/H], indem [...] jeder stand, jedes Alter, ja schliesslich jede einzelne Person ihren spezifischen Sprachtypus aufweist“, erklärt dann jedoch, „diese Abweichungen [...] sind] so geringe, dass sie die zusammenfassende der [...] gesprochenen mundart als einer einheitlichen erlauben.“ Welcher Ausschnitt der heterogenen Stadtsprache als der relativ homogenste angesehen wird, variiert. Neben dem „Arbeiterstand“ (Frank 1898, 5: Frankenhäuser) und den „unteren Ständen und den älteren Leuten des mittelständes“ (Holthausen 1886, 1: Soest) wird der „Familienverkehr [...] in den Bürgerklassen“ (Hoffmann 1890, 2: Basel) genannt. Im besten Fall enthalten diese Arbeiten summarische Bemerkungen zur sozial-situativen Sprachvariation, z. T. mit der Angabe einiger weniger Varianten (vgl. z. B. Hoffmann 1890, 1–4 und Pfalz 1910, XIII f.).

4.3.2.1 Der vergessene Pionier der Sprachdynamikforschung: Fritz Enderlin

Angesichts dieses wissenschaftsparadigmatisch bedingten methodischen Versagens ist es kein Zufall, dass die notwendigen Innovationen in einer Arbeit entwickelt wurden, die neben der germanistisch-junggrammatischen gleichermaßen der romanistischen Tradition verpflichtet war. Durch seinen Züricher Lehrer Albert Bachmann hatte Fritz Enderlin neben der junggrammatischen die romanistische Tradition (Louis Gauchat 1905) kennengelernt, deren methodisches Ideal es war, durch Folgen von „Momentphotographien“ (Enderlin o. J., 1) von Sprechereignissen sprachdynamische Prozesse aufzudecken (vgl. Thun 2000, 82 f. zu Gilléron). Besonders die Arbeit „L'unité phonétique dans le patois d'une commune“ (1905), in der Gauchat die Sprachvariation in Chamey, einem Ort im Schweizer Kanton Freiburg, zwischen Bern und Lausanne gelegenen, analysiert, war für Enderlin in hohem Maße anregend. Gauchats Thema ist die Homogenität des Ortsdialektes. Nachdem andere zuvor darauf hingewiesen hatten, dass der Dialekt weder in der Ortsgemeinschaft (Gilléron 1880) noch auch nur in einer einzigen Familie (Abbé Rousselot 1891) homogen sei, hatte Gauchat die Fragestellung aufgegriffen und ging mit einer weit in die Zukunftweisenden Methodo-

logie ans Werk. Sein Ergebnis: „L'unité de patois de Chamey [...] est nulle.“ (1905, 222) Der methodenkritische Ertrag: Wo Homogenität des Ortsdialekts diagnostiziert wird, da ist sie durch eine fehlerhafte, künstlich homogenisierende Methodologie produziert (1905, 179 und 222 [gegen Zimmerli 1899]). Gauchat ist höchst innovativ, indem er seinen Untersuchungsort Chamey soziologisch genau analysiert, eine umfangreiche Befragung und Beobachtung zahlreicher Informanten, die präzise sozial verortet werden, durchführt und indem er eine Analyse der Sprachvariationsphänomene auf mehreren linguistischen Systemebenen (Lautebene (einschließlich der Prosodie), Morphologie, Syntax und Lexikon) vornimmt. Indem Gauchat die Relevanz der sozialen Steuerungsfaktoren (Alter, Geschlecht) betont und auch genau herausarbeitet, wird er zugleich zu einem Pionier der Soziolinguistik. Doch auch wenn Gauchat heute als „Proto-Variationsist“ (Chambers 2008, 215) angesehen wird und William Labov ihn schon 1972 mit Blick auf die Change-in-Progress-Forschung als „the most brilliant of the earlier workers in this field“ bezeichnet (1972, 275), so blieb ihm die nachdrücklich gewünschte (1905, 175 f.) und auch angemessene wissenschaftliche Nachfolge zunächst versagt. Der Germanist Enderlin ist zunächst der einzige, der Gauchats Ansatz aufnimmt und positiv entwickelt. Die Zeit für eine avancierte variations-linguistische Theorie und Methodologie war 1905 offensichtlich noch nicht reif. So ist es kein Zufall, dass gerade der potentiell paradigmensprengende methodologische Durchbruch beider Arbeiten auf lange Sicht nicht rezipiert wurde: „It stands alone, an isolated accomplishment decades ahead of its time“ (Chambers 2008, 215. Vgl. Wiesinger 1985, 35, bes. Anm. 10).

Zurück zu Enderlin. Ergebnis seiner sowohl der germanistischen als auch der romanistischen Tradition verpflichteten Untersuchung ist eine zwischen 1910 und 1912 entstandene Monographie zur Dortsprache von Kellwil im Oberburgau (Bodensee), die neben einer historisch-phonologischen Beschreibung der Sprache der über 60-jährigen ortsgedürigen Hauptinformanten (vgl. Enderlin o. J., 146), einen ortsoziologischen Teil und, unter der Überschrift „Prinzipielles“, einen ausführlichen sprachdynamisch-variationslinguistischen Teil enthält. Zum Ziel dieses Teils heißt es im Vorwort mit feiner Spitze gegen den junggrammatischen „Mainstream“: „Es galt, auf rein empirischem Wege womöglich zu Resultaten vorzudringen, die bis dahin zum Teil bloß durch theoretische Erwägungen gewonnen wurden und daher des Erfahrungsbeweises bedürfen [...]“.

Beginnen wir mit der Methode. Enderlin (o. J., 145 f.) unterscheidet ein halbes Jahrhundert vor der Etablierung der Soziolinguistik „zwei Arten“ der „direkte[n] Aufnahmen“: die Abfrage und die „Beobachtung“. Zur Abfrage heißt es: „[M]an kommt mit einer Liste zu den Leuten, fragt bestimmte Wörter und Formen ab, läßt Sätzen aus dem Schriftdeutschen in den Dialekt übertragen, zeigt den Leuten Gegenstände und läßt sie benennen [oder; S/H] veranlaßt auch wohl die Versuchsperson, solche aufzuzählen“. Eine schöne Zusammenfassung der Methoden der nachjunggrammatischen klassischen Dialektologie: Der Vorteil dieses „Verfahrens“ sei es, dass es rasch Ergebnisse liefere und „eine gewisse Vollständigkeit

des Wortmaterials“ erlaube. „Allein die Resultate sind nicht vollkommen einwandfrei.“ Der Forscher wird so „an das wirkliche sprachliche Geschehen nicht recht herankommen“. Der Grund dafür ist das, was Labov 60 Jahre später als linguistisches Beobachterparadoxon bezeichnet hat. Enderlin formuliert es knapp und bündig folgendermaßen: „Aus der durch das Verhör verursachten Befangenheit der Gewährsperson ergeben sich allerlei Fehler“ (o. J., 145 f.). Im Ergebnis teil untermauert er dies mit einer Fülle von Beispielen, an denen er zeigt, dass die Auskünfte der Informanten zu ihrem Sprachgebrauch nicht mit der beobachteten Sprachverwendung übereinstimmen. Sein eindruckvollstes Beispiel ist ein 13-jähriger Junge, der bei mehrfacher Befragung für 'grau' immer nur die Form *graw* angibt und auf die direkte Nachfrage nach der altdialektalen Form *graw* lachend sagt: „So [...] sagen ja nur die alten Leute.“ Nach Abschluss der Befragung erläutert er dann seine aktuelle Arbeit – er füllt Laub in Säcke – mit den Worten: *wens dir regnet, werts grab* ('wenn es drein regnet, wird es grau'). Auf den Hinweis, er habe nun doch die Form *grab* verwendet, kommt „die seelenruhige Antwort: „so, da han i tats öp pmerkt!“ (so, das hab ich jetzt nicht gemerkt)“ (o. J., 150). Enderlins Konsequenz ist, dass allein die Beobachtung „völlig zuverlässige Resultate“ liefert und der Befragung die Funktion von „Lückenbüßerstel[n]“ (o. J., 146) zukomme.

Wie ist nun aber angesichts des Beobachterparadoxons eine valide Beobachtung durchzuführen? Enderlin wird zum Pionier der teilnehmenden Beobachtung. Er mieter sich dreimal drei Monate bei Informanten ein, die seinen Kriterien als Hauptgewährspersonen genügen, führt mit ihnen „zwanglos[...] Unterhaltung[en]“, gibt „auf alle phonetischen Phänomene acht [...] und notiert sich nachher oder, wenn man's einmal zu der nötigen Vertrautheit mit den Leuten gebracht hat, während des Gesprächs selbst alles, was einem auffällt [...]“ (o. J., 146). Für die Beobachtung des Sprachverhaltens der Gewährspersonen mit anderen als dem teilnehmenden Beobachter selbst erfindet er die (halb) verdeckte Mitschrift ohne Anwesenheit des Forschers:

Ein besonders günstiger Spezialfall ist der, daß man selber nicht Mitredender, sondern Zuhörer ist, in welcher glücklicher Lage ich oft war, indem ich von der Nebenstube aus, wo ich zu arbeiten pflegte, bei halb geöffnete Tür bequem und deutlich hören konnte, was in der Stube etwa mit Besuchern gesprochen wurde, ohne daß die sprechende Person etwa meiner gewahr und dadurch befangen wurde. (o. J., 146)

Welch eine erstaunliche Vorwegnahme der Methoden der Ethnolinguistik und der modernen Variationslinguistik! Beeindruckend ist gerade auch, wie klar Enderlin sieht, dass der Forschungsgegenstand komplexe dynamische Sprache nur mit Hilfe von **Methodenpluralität** zu bewältigen ist. Im Abstand von einhundert Jahren ist lediglich anzumerken, dass die Abwertung der Befragungsmethoden („Lückenbüßerdienst“) nur im Falle von Performanzhebungen ihre volle Berechtigung hat. Anders verhält es sich jedoch mit der Erhebung der variativen

Kompetenz von Individuen, Gruppenkonventionen und Sprachbewertungen. Hier sind die verschiedenen Befragungsmethoden natürlich auch in der modernen Regionalsprachenforschung unverzichtbar.

Enderlin führt mit Nachnamensiglen 27 Personen auf „mit denen [er; S/H] in Kefwil zur Gewinnung [s]eines Materials systematisch verkehrte“ (o. J., 150). Es handelt sich offensichtlich um mehrere verwandte und verschwägerte Familien. Sechs Gewährspersonen gehören der älteren (60–80 Jahre; zwei Frauen, vier Männer), vier der mittleren (45–55 Jahre; zwei Frauen, zwei Männer) und 17 der „jüngeren“ Generation an (9–37 Jahre; unvollständige Angaben zum Geschlecht). Als Berufe werden Wirtsfrau, Pfleger, Schmied, Nachtwächter, Kaufmann, Förster und Posthalter erwähnt.

Wie sehen nun seine Ergebnisse aus? Enderlin hatte das „eine Stunde“ von seinem Geburtsort gelegene Kefwil als Untersuchungsort gewählt, weil es „ein reines Bauerndorf mit relativ einheitlicher Bevölkerung“ war, in dem noch überwiegend Dialekt gesprochen wurde“ (o. J., 2). Das aus heutiger Sicht bemerkenswerteste Ergebnis seines soziologischen Teils ist, in welchem Maß ein solches Dorf um 1910, soziologisch gesehen, der Regionalisierung unterlag: Von den 106 Haushaltungen sind nur bei acht beide Ehepartner ortsgenürtig; bei 63 ist ein Ehepartner zugezogen (14 Männer, 49 Frauen), bei 35 sind beide zugezogen. Die Zugezogenen stammen zu 2/3 aus der Region (Thurgau), die Übrigen verteilen sich auf die verschiedensten Kantone, auf Deutschland und Italien. Dass insgesamt von den 590 Einwohnern nur 26 % nicht ortsgenürtig sind, dürfte in erster Linie an der hohen Zahl ortsgenürtiger Kinder liegen (vgl. o. J., 3). Bei der Mehrzahl der Kinder waren also nicht ortsgenürtige Erwachsene an der sprachlichen Primärsocialisation beteiligt. Angesichts dieses soziologischen Befunds ist das Ergebnis des variationslinguistischen Teils erstaunlich, das Enderlin wie folgt zusammenfasst: „Allein tatsächlich ist die sprachliche Einheit des Dorfes doch viel durchgängiger, als diese Zahlen erwarten ließen. Von den Zugezogenen [...] haben sich [die meisten] bis auf Reste der Dortsprache assimiliert.“ (o. J., 3) Im Falle seiner 70-jährigen Hauptinformantin kann er zeigen, dass sie zwar bei einzelnen Lexemen die Aussprache ihres zugezogenen Ehemanns übernommen hat oder gelegentlich seine Varianten produziert, insgesamt jedoch stellt er fest: „Was Frau B. an sprachlichen Werten besaß, als sie in die Ehe trat, hat sie ihrem Mann gegenüber mit größerer Zähigkeit und mit Bewußtsein behauptet; sie hat vielmehr ihren Mann beeinflusst, wobei allerdings der Dortsus ihr Bundesgenosse war.“ (o. J., 147) Wie die Einheimischen die dialektale Dorfform durchsetzen, hat Enderlin an einem anderen Fall beobachtet: Es handelt sich um Folgen von **Synchronisierungsakten mit massiven Rückkopplungen** (= **Mesosynchronisierungen**). Der Fall ist deshalb besonders aufschlussreich, weil hier die Dorfform auch gegen die schriftsprachliche Variante behauptet wurde. „Eine junge Frau brachte aus ihrer Heimat, die etwa eine Stunde entfernt liegt, für ‚Hund‘ die Aussprache *hund* mit, den Kefwiliern beliebt aber *hond*; die junge Frau wird ausgelacht, so oft ihr das Wort über die Lippen geht; man bietet sich diese

Aussprache wie irgend einen Klatsch herum, bis die Frau, verärgert, sich sorgfältig hütet, mit ihrer heimischen Sprachform aufzufallen.“ (o. J., 4)

Damit wurde in unserer Pionierarbeit ein erster sprachdynamischer Teilprozess aufgedeckt, eine erste, anscheinend die wichtigste Facette eines viel spanneren Gesamtbildes: Wir sehen, was „dominant lokale Kommunikation(sbeziehung)“ in einem sozial relativ homogenen, überwiegend agrarisch geprägten dialektisierenden Dorf zu Beginn des 20. Jahrhunderts tatsächlich bedeuten konnte. Hier wurde nicht in relativer kommunikativer Isolation eine überkommene Varietät tradiert, vielmehr waren in praktisch allen Familien heterogene Ausgangskompetenzen abzugleichen. Besonders die bewussten Synchronisierungsakte waren von einer klaren Bewertungshierarchie der Dialektvarianten geprägt, mit klarer, auch von den Zugezogenen akzeptierter Dominanz der lokalen Variante (= dortdialektale Norm) gegenüber den Dialektvarianten aus der näheren und weiteren Umgebung. Die Folge war ein Überwiegen der stabilisierenden Mesosynchronisierungen, was die von Enderlin beobachtete relative Stabilität des Dialekts erklärt.

Kommen wir zur zweiten Facette des Gesamtbildes. Zugezogenen (gerade auch Ehepartnern) gegenüber wurde also prinzipiell die dialektale Dorfnorm durchgesetzt. Wir wissen aber, dass die längerfristige Wirkung von Synchronisierungsketen (von der tendenziellen Umstrukturierung des sprachlichen Wissens bis zur völligen Wirkungslosigkeit) von der Bewertung des Interaktionspartners und der Interaktionssituation abhängt (vgl. 2.1.2). Enderlin fasst dies als „Wirkung des Situationsfaktors“ zusammen (o. J., 158) und stellt zur Rolle des Interaktionspartners Folgendes fest:

Zur angeredeten Person kann man in dreierlei Verhältnissen stehen: in einem freundlichen, indifferenten oder feindlichen. In den beiden letzten Fällen ist die sprachliche Beeinflussung Null. Das freundliche Verhältnis kann wiederum dertat sein, daß man sich über oder unter die angeredete Person stellt. Das macht graduell einen Unterschied in der Beeinflussung aus; sie ist stärker, wenn man sich unterordnet. (o. J., 159)

Da uns das längst klar ist, müssen wir es uns versagen, an dieser Stelle die Fülle der wunderbaren Beispiele, die Enderlin anführt, ausführlicher wiederzugeben. Bei Einheimischen sind individuelle „sprachliche Besonderheiten [...] der Korrektur durch den Usus entzogen“ (o. J., 149; vgl. o. J., 168), eine Vielzahl von Varianten werden nicht bemerkt, aber verwendet (vgl. o. J., 153), andere Varianten werden von allen generell gezielt eingesetzt (Lexemgruppe < mhd. *ei* (z. B. ‚Seil‘): Respektspersonen gegenüber immer [ei], sonst [a:]; vgl. o. J., 156, 160 u. 43 f.), andere nur einzelnmatisch und von Individuen (für ‚Briefmarke‘ verwendet der Posthalter immer die Form des Kunden [markx] vs. [marx]; vgl. o. J., 157) usw. Sanktioniert wird diese variative Sprachverwendung nur, wenn ein Sprecher an einer Varietätengrenze scheitert (Hyperdialektismus): Man erzählt sich von einem Kebabler Wirt, der „einem eintretenden Gaste [...] besonders

höflich Auskunft geben [wollte] und sagte: *there send im seil oba* die Herren sind im Saal [...] oben“, dabei aber die dialektale Höflichkeitform für ‚Seil‘ „erwische“ (o. J., 156).

Wie erklärt sich aber nun diese Variabilität innerhalb des Dialekts, die situativ genutzt und toleriert wird, solange sie nicht zu Hyperdialektismen führt? Wie kommt die Variabilität zustande? Uns ist keine Studie bekannt, deren Beobachtungen die Ursache so klar erkennen lassen wie diejenige Enderlins. Enderlin stellt eine bemerkenswerte Ausnahme von der sprachdynamischen Regel fest, dass wirksame „Beeinflussung“ (= modifizierende Synchronisierungen) bei „freundlichen Verhältnissen“ analog zu den interpersonellen Autoritätsausübungen („Über- bzw. Unterordnung“) erfolgen: Es ist „der Umstand, daß die junge Generation die alte beeinflusst“ (o. J., 159). Das müssen wir uns genau ansehen. Enderlin neigt – modern gesprochen – der „*apparent time*-Hypothese“ zu:

Wenn man das [individuelle; S/H] Schwanken der Reproduktion als einen Querschnitt durch den Prozess der Sprachveränderung bezeichnen könnte, so stellen die generationellen Verhältnisse gleichsam den Längsschnitt dar. Was die Jugend aufgegeben hat, geht rettungslos verloren. Die von ihr bevorzugten Formen sind die der Zukunft. (o. J., 163)

Entsprechend sorgfältig sammelt Enderlin die meist einzellenmatischen „generationellen Verschiedenheiten“ mit Hilfe der Befragungsmethode (vgl. die Übersicht o. J., 164 f.). Seine eingehenden Kontrollen mit Hilfe der Beobachtungsmethode ergeben aber ein anderes Bild. Es gibt nur sehr wenige „Wörter, wo strenge Scheidung“ im Variantengebrauch zwischen den über 60-jährigen und den jüngeren „herrscht“. Der Normalfall ist vielmehr folgender: „Wenn nun von einer Form behauptet wird, sie gehöre der alten Generation an, [...] kann [sie] aber auch und wird es in den meisten Fällen [...] in der jungen Generation vorkommen [...]“ und umgekehrt (o. J., 163). Innerhalb der Generationen stellt Enderlin individuelle Differenzen („konservativer“, „moderner“) fest. Zum Teil gelingt es ihm aber auch nicht, Individuen präferierte Varianten zuzuordnen. Wirklich erhellend sind die Sprachgebrauchsbeobachtungen in den Fällen, in denen die Gewährsleute der verschiedenen Generationen eine klare Variantenbewertung vornehmen. Wir erinnern uns an den 13-jährigen, der angibt, für ‚grau‘ nur die jüngere Form zu kennen, bei der Begründung der Notwendigkeit seiner Tätigkeit (Laubsammeln) aber, ohne es zu merken, die alte Form verwendet, also die Form, mit der die Erwachsenen ihm den Zusammenhang erklärt haben (vgl. oben, 292). Genauso verwenden die Erwachsenen im umgekehrten Fall jüngere Formen. Die 70-jährige, sprachlich sehr konservative Hauptinformantin referiert eine Erzählung einer 10-jährigen mit der „eingeschmuggelten“ (Enderlin o. J., 159) jüngeren Form *go* für ‚ich gehe‘, statt mit der altdialektalen Form *gi*. Die Angehörigen beider Generationen beherrschen also jeweils beide Varianten. Die Variantenbewertung ist in diesen Fällen ebenfalls identisch und steuert die Perforanzakte. Kommen wir zu dem Beispiel, das prototypisch das Verhältnis der

Generationen zeigt: Die 10-jährige Fanny sagt zu den anwesenden Erwachsenen, unter denen sich der teilnehmende Beobachter befindet: „*wibeli, heis dine?* Weinbeeren, hat's drin? (im Kuchen).“ Enderlin fragt daraufhin die „anwesende[...] Vertreterin der alten Generation: Wie nennen Sie die kleinen Dinger? Frau B. (70): *wibeier*.“ Die Kompetenzabfrage nach der altdialektalen Norm ergibt also zwei phonologisch relevante Differenzen: Langvokal in der ersten und Diphthong in der zweiten Silbe. Das Kind hört das, wodurch, wie wir sehen werden, ein Mikrosynchronisierungsakt ausgelöst wird. „Das Gespräch wird fortgesetzt und geht auf andere Dinge über. Nach einer Weile sagt die Kleine: *i mag nümä, aber dia wibeier nem i nei* ich mag nicht mehr, aber diese Weinbeeren nehme ich noch.“ (o. J., 157) Die Kleine versucht also, der (alt)dialektalen Norm gerecht zu werden. Diese Synchronisierung gelingt aber im Produktionsakt nur unvollständig (Kein Langvokal in der ersten Silbe, aber Diphthong in der zweiten), wahrscheinlich, weil sie die erste Differenz im vorangegangenen Rezeptionsakt überhaupt nicht bemerkt hat. Genauso wichtig wie der Anpassungsversuch des Kindes sind die fehlenden Reaktionen der ortszuständigen Erwachsenen. Sie verzichten bei den beiden kindlichen Sprachproduktionsakten auf korrigierende Rückkopplungen (Normtoleranz). Das Kind lernt, dass alle drei Varianten akzeptabel sind.

Wenn wir Enderlins folgende Beobachtung hinzunehmen, gewinnen wir ein **detailliertes Bild der Diaktdynamik** um 1910, das bis in Einzelheiten mit unseren großräumigen Analysen in 4.2 übereinstimmt: „Alle [...] jungen Formen sind nicht auf [Klebwil] beschränkt, sondern finden sich auch auf dem übrigen Gebiet des Oberrheingebietes; sie können also sämtlich eingeschleppt sein.“ Oft stützt die „Schriftsprache“ partiell die regionaldialektalen Neuerungen. Ist dies nicht der Fall, so setzt sich die regionale Form durch (o. J., 165 f.). „Eingeschleppt“ werden die Neuerungen in erster Linie durch die vielen zugezogenen Eltern, denen die Anpassung an die dialektale Ortsnorm nur langsam und unvollständig gelingt. In der sprachlichen Primärsocialisation sind Kinder mit heterogenen Inputformen konfrontiert. Aufgrund der eingehenden Beobachtung von fünf Kindern mit zugezogenen Eltern kommt Enderlin zu dem Ergebnis: „Es ist [...] der sprachliche Einfluß, den die Kinder auf einander ausüben, viel gewichtiger anzuschlagen als der von seiten der Eltern.“ (o. J., 169) Unsere Analysen zur Diaktdynamik im Raum hatten dasselbe Ergebnis: Die Mesosynchronisierungen innerhalb einer Generation sind für den Dialektwandel wichtiger als die intergenerationalen (vgl. oben, 198). Warum aber setzen sich in den lokalen (!) Mesosynchronisierungen der Dorfkinder die regionalen Varianten durch? Wir dürfen nicht vergessen, dass wir es mit einem überwiegend stabilen Dialekt zu tun haben, bei dem die Anzahl der Neuerungen insgesamt eher gering ist. Enderlin hat bei 2.900 Wörtern nur 76 Wörter mit überindividuellen Varianten festgestellt (vgl. o. J., 178–203 mit 164 f.). Innerhalb der Kindergruppe überwiegen also die lokalen Varianten bei weitem. Daneben können sich in den Mesosynchronisierungen der Dorfkinder nur Varianten durchsetzen, die viele beherrschen und die vom alten

Dorfialekt nicht zu sehr abweichen. Da bei der Mehrheit der Kinder ein Elternteil aus der Region stammt, haben die in der Region häufigsten Varianten das größte **intragenerationelle „Akzeptanzpotential“**. Auf die Frage, welche dieser Varianten sich tatsächlich durchsetzen, werden wir im nächsten Abschnitt zurückkommen. Zunächst ist aber das generelle Bild zu vervollständigen. In ihren Mesosynchronisierungen lernen die Dorfkinder also Varianten (und bewerten diese als gruppenangemessen), die von der alten dörflichen Dialektnorm abweichen. Diese in der Kindergruppe angemessenen Varianten werden in der Kommunikation mit den Erwachsenen nicht „behaupet“. Wir haben an Fanny gesehen, wie sie, mit der Dorfnorm konfrontiert, sofort versucht, dieser Norm in der Kommunikation mit den Erwachsenen gerecht zu werden. Was für Fanny gilt, gilt für die Kinder insgesamt:

Es war, als ob es für alle Dorfbewohner ein bestimmtes gleichförmiges Vorbild gäbe, nach dem sich jeder richtete. Wie sehr gerade die Kinder [...] von Jahr zu Jahr diesem Vorbild näher kommen [...] zeigte mir eine Untersuchung über die Aussprache [...] in den neun Klassen der Volksschule. (o. J., 168)

Also: Die Kinder bemühen sich grundsätzlich um die Norm. Die Erwachsenen, die die Norm Zugezogenen gegenüber massiv behaupten, sind ihren „normbemühten“ Kindern gegenüber tolerant. Sie verzichten nicht nur darauf, abweichende (ursprünglich „regionaldialektale“) Varianten zu korrigieren, weil sie als kindliche bzw. jugendliche Formen des eigenen Dialekts akzeptabel erscheinen, sondern verwenden sie in kindbezogener Kommunikation teilweise selbst. Bei solch „lässigen“ Rückkopplungen bleiben Neuerungen Teil des dörflichen Inventars. Der Sprachwandel kann in aller Langsamkeit vonstatten gehen.

Es bleibt nur nachzutragen, unter welchen Bedingungen sich systematisch neue Varianten durchsetzen, also über einzellemmatische Zufälligkeiten hinaus im Dialekt zu phonologisch relevanter Variation führen. Unsere Leser wird es nicht wundern, dass es sich genau um diejenigen Fälle handelt, wo die phonologische Struktur der Keßwiler Kleinregion systematische Differenzen zu den „gemeinschweizerischen“ Dialekten und dem schweizerdeutschen landschaftlichen Hochdeutsch (um 1910) aufweist: Die Keßwiler variierten 1910 systematisch in zwei Fällen: altdialektales /k/ bzw. geminnter Frikativ im Inlaut (z. B. *dankə*) vs. „neue“ Affrikate (z. B. *dankxə*) und altdialektales *a:* (< mhd. *ei* im Nischthaus; z. B. *sai/Seil*) vs. neues *ei* (z. B. *seil/Seil*). In beiden Fällen handelt es sich um kleinregionale (distributive) Abweichungen von den „gemeinschweizerischen“ Dialekten und der Oralisierungsnorm der Schriftsprache (zur Rolle der Dorfschule im zweiten Fall vgl. o. J., 44), bei denen die Beschränkung auf eine historische Sonderbedingung keine Rolle spielt. Die Keßwiler nutzten die Varianten um 1910 systematisch: Die neudialektalen Varianten wurden innerörtlichen Respektspersonen und Fremden gegenüber verwendet. Gleichzeitig war, wie die Listen und Beobachtungsbeispiele Enderlins zeigen, im zweiten Fall schon 1910 ein lemmabezogener Umphonologisierungsprozess im Gange (vgl. o. J., 44). Die Karten des

seit 1939 erhobenen SDS zeigen, wie sich dieser kleinregionale, Wort-für-Wort voranschreitende Umphonologisierungsprozess im Kleinraum fortgesetzt hat (vgl. SDS I, „Teilkarten Nordost“, 114 f.).

Fassen wir zusammen: Enderlin hat eine in fast jeder Hinsicht vorbildliche variationslinguistische und **sprachdynamische Pionierarbeit** geleistet. Die notwendige Methodenpluralität wurde in Grundzügen entwickelt. Seine Studie lässt im Detail erkennen, wie soziologische Regionalisierungsprozesse (überörtliche Ehepartnervahl) in einem relativ konservativen Schweizer Dialekt um 1910 in lokale Mikro- und Mesosynchronisierungen transformiert wurden, eine langsam fortschreitende Variabilisierung des Dialekts bewirkten, die, wenn die sprachdynamisch entscheidenden Strukturdifferenzen zu den innerörtlich präsenten „Kontakvarietäten“ vorliegen, zu langfristigen Sprachwandelprozessen führt. Nach allem, was wir wissen, dürfen wir davon ausgehen, dass die von Enderlin erforschten Prozesse typisch sind für die grob vereinfachend als „dominant lokal“ bezeichneten „Kommunikationsbeziehungen“ zwischen etwa 1860 und dem forcierten Modernisierungsschub im 20. Jahrhundert. Was wir allerdings nicht erfahren, ist, wie sich auf der Basis eines solchen dynamischen heterogenen Dialekts eine moderne Regionalsprache entwickelt. Aber das war ja für die Schweiz auch nicht zu erwarten.

4.3.2 Warnende Beispiele: Hypothetische Pauschalisierungen zur Struktur der entstehenden Regionalsprachen

Die vorbildliche, aber gerade in ihren innovativen Teilen nicht rezipierte Studie Enderlins liefert uns ein detailliertes Bild der sprachdynamischen Prozesse in einem Dorf, in dem der Dialekt abgesehen von Schule und Kirche die einzige Ortsvarietät war. Es steht außer Frage, dass ähnliche Studien zu den entstehenden modernen Regionalsprachen von unschätzbarem Wert wären. Benötigt würden frühe „Tiefenbohrungen“ zu Ortssprachen mit komplexer Varietätenstruktur, seien es die seit dem 18. Jahrhundert entstandenen komplexen gesprochenen Stadtsprachen oder die sich um 1930 entwickelnden komplexen Dorfsprachen. Gemäß den in 3.2 explizierten Forschungsaufgaben wären dabei natürlich auch alle Studien zu Ausschnitten des Gesamtbildes (variatives Repertoire von bestimmten Sprechergruppen sowie deren Interaktions- und Bewertungsstrukturen) erwünscht. Leider gilt das, was wir für die junggrammatische Forschungsperiode festgestellt haben, in ähnlicher Weise auch für die nächsten 60 Jahre: Das Forschungsdesiderat wurde erkannt, es wurde auch angegangen. Wegen der methodischen Unzulänglichkeiten konnten jedoch keine zuverlässigen Ergebnisse erzielt werden. Die Unzulänglichkeiten betreffen sowohl die Erhebungs- als auch die Auswertungsmethoden. Der auffälligste Unterschied zu Enderlin ist der folgende: Enderlin benennt die methodischen Schwierigkeiten, stellt seine Lösungswege vor und hält akribisch fest, wo seine „Verfahrensweisen“ an Grenzen stoßen. Für die späteren Arbeiten gilt hingegen: Obwohl wir, genau an den methodisch kritischen Stellen,

nichts oder nichts Genaueres zur Vorgehensweise erfahren, werden oft klare Ergebnisse präsentiert. Genau an diesem Punkt wurden und werden diese Arbeiten, ebenso wie spätere Arbeiten nach demselben Muster, gefährlich für die Forschung: Die klaren Ergebnisse boten sich nämlich geradezu an, um in Überblicksdarstellungen aufgegriffen und als typisch für Regionen postuliert zu werden. Würde die heutige Forschung diese Ergebnisse für bare Münze nehmen, so bestünde die Gefahr, die Dynamik der modernen Regionalsprachen fehlerhaft zu rekonstruieren.

Schauen wir uns das Problem zunächst an zwei frühen Studien an, die zu völlig unterschiedlichen Ergebnissen gelangen:

Nach Ottmar Sexauer (1927) wies die Stadtsprache des am Nordrand des Schwarzwaldes gelegenen Pforzheims sieben Stufen bzw. Schichten auf: drei gröbere „Stufen“ (Stadtna, städtische Halbna, Umgangssprache) und innerhalb der Stadtmundart vier differenziertere „Sprachschichten“. Den Gegenstand der Untersuchung bilden nur diese vier dialektalen Schichten (vgl. 1927, 4), die sich klar „auf Grund der [...] am meisten ins Ohr fallenden lautlichen Eigentümlichkeiten“ abgrenzen lassen (1927, 46). Die „tiefst[e] [...] noch erreichbar[e...] Sprachschicht“ (1927, 4) und die ältere „eigentliche[...] Stadtna“ lassen sich – modern gesprochen – auf Grund einer umfangreichen Variantenliste mit 19 Variablen (vgl. 1927, 48–51) abgrenzen. Letztere ist wiederum durch „zwei lautliche Neuerungen“ von der jüngeren „eigentlichen Stadtna [...] scharf geschieden“ (1927, 47). Für die vierte mundartliche Schicht werden dann keine Varianten aufgeführt. Die klare Einteilung erfolgt also nach sprachlichen Kriterien. In einem „Versuch einer Gruppenbildung unter den Mundartsprechern“ werden diese vier Sprachschichten dann zugeordnet: Von der tiefsten zur höchsten Schicht sind dies 1. eine „ganz geringe Zahl älterer Leute, die noch in der Au [= sprachlich konservative Vorstadt; S/H] alten Stiles aufgewachsen sind“, zum Erhebungszeitraum aber in der Stadt verstreut lebten, 2. „vor allem die ältere Generation geborener Pforzheimer, [...] von jüngeren Masprechern nur noch wenige“, 3. „im allgemeinen die jüngere masprechende Generation“ und 4. „die wenig einheitliche Masse der Eingewanderten [...]“. Die Mehrzahl von ihnen hat sich in ihrer Aussprache der Pforzheimer Ma. genähert, verrät jedoch noch vielfach in Lautgestaltung wie Wortschatz den fremden Ursprung.“ (1927, 46 f.) Zum Dialektwandel meint Sexauer, an der Abfolge der Sprachschichten 1–4 lasse sich „Zerfall und Umbildung der Pforzheimer Ma. [...] verfolgen“ (1927, 4). Wir stellen fest: Der klaren Sprachschichteneinteilung auf Grund von sprachlichen Varianten steht eine hypothetisch-pauschalisierende Zuordnung zu Sprechergruppen gegenüber. Wie kommt Sexauer aber zu seiner klaren Variantenzuordnung, mit verdächtig nach oben abnehmender Variablenzahl? Der Kunstgriff ist folgender: Sexauer meint, in der Vorstadt A müsse sich vor der zu seiner Zeit vorherrschenden innerstädtischen Mobilität der ehemalige Stadtdialekt am reinsten bewahrt haben. Der ehemalige Dialekt von Au entspräche aber fast völlig dem des später eingemeindeten Vororts Dillstein, was er durch Erinnerungsformen ehemaliger Auer Sprecher